

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Zhadan, Serhij
Antenne

Gedichte
Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2752
978-3-518-12752-0

edition suhrkamp 2752

»Der Wert eines Gedichts steigt im Winter / Vor allem in einem harten Winter. / Vor allem in einer leisen Sprache. / Vor allem in unberechenbaren / Zeiten.«

Was kann und soll die Literatur, wenn Krieg ist? Auf welche Sprache greifen die Dichter zurück? Taugen ihre Instrumente, um dem zum Ausdruck zu verhelfen, »was Angst macht«? Seit vor sechs Jahren die Kämpfe in der Ostukraine begannen, hat Serhij Zhadan in unzähligen Auftritten seinen Mitbürgern Mut gemacht, ihre Resilienz gestärkt und sich mit sozialen Projekten engagiert. Er, der populärste ukrainische Schriftsteller, hat keine existentielle Herausforderung gescheut, um sich eine starke lyrische Stimme zu erarbeiten, die in langen, songhaften Gedichten das vermeintlich Unsagbare in rätselhaft schöne Bilder fasst. In seinem neuen Buch gedenkt er seines verstorbenen Vaters, er findet einen Ton, um über die Unvermeidlichkeit des Todes und den Schmerz der Liebe zu sprechen und über die Trauer, die auch hell sein kann, weil sie uns auf einen verborgenen Sinn verweist.

Serhij Zhadan, 1974 im Gebiet Luhansk/Ostukraine geboren, publizierte zahlreiche Gedicht- und Prosabände und wurde für sein Werk auch mit internationalen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien der Roman *Internat* (2018).



© Ekko von Schwichow

Serhij Zhadan

Antenne

Gedichte

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Suhrkamp

Der Band wurde vom Autor für den Suhrkamp Verlag zusammengestellt.
Die Originalausgaben sind u. d. T. *Antena* (2018) und *Spysok korabliv. Novi virši 2018-2019* (2020) im Verlag Meridian Czernowitz erschienen.

Erste Auflage 2020
edition suhrkamp 2752

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept von

Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 3-518-12752-0

Antenne

Das Telefonverzeichnis der Toten

I

In den Morgenstunden rief mein Neffe an. Jemand ist gestorben, war mein erster Gedanke, als ich die vertraute Nummer aufleuchten sah, es muss jemand gestorben sein. Sonst würde Igor doch nicht mitten in der Nacht anrufen. Doch wer? Vater oder Mutter? Ein paar Sekunden nur. Ein paar Sekunden, um sich auf das Schlimmste gefasst zu machen. Aber was war in diesem Fall eigentlich das Schlimmste?

Mein Vater hatte Tagebuch geführt. Irgendwann Ende der Nullerjahre hatte ich das mitbekommen. Und mich gewundert: Dass mein Vater Tagebuch führte, hatte mich mehr als erstaunt. Er las keine Bücher (auch meine nicht), schrieb keine Briefe und war natürlich auch nicht in sozialen Netzwerken aktiv. Soziale Netzwerke? Vollkommen abwegig, er besaß ein altes Nokia und sprach so laut hinein, dass er sich das Telefonat im Grunde genommen hätte sparen können. Zumindest für die Gespräche mit den Nachbarn. Aber er las Zeitung. Schon seit Sowjetzeiten. Jeden Tag kaufte er sich irgendein Boulevardblatt, las es von vorn bis hinten durch und legte es in eine Schublade. Wenn ich zu Besuch kam, las ich in seinen zehn Jahre alten Zeitungen. Auch so eine Art Tagebuch. Ein trauriges Tagebuch der abgerissenen Kommunikationen, Zeitungspoesie aus Politik und Kreuzworträtseln. Aber ein Tagebuch? Wieso, warum?

Seine Einträge machte er auf Notizblöcken. Die er nicht geheim hielt. Im Gegenteil, bereitwillig schob er einem die Notizen zu und gewährte Einblick. Merkwürdige Aufzeichnungen waren das. Geschrieben von einem Menschen, der

in seinem Leben so gut wie nie einen Stift in die Hand nahm. Die Schrift eines Menschen, der sich überhaupt keine Gedanken über seine Handschrift machte. So eine Art Chronik der vergehenden Zeit im engeren Umfeld, ein Festhalten vertrauter Details – wo er gewesen war, was er gesehen, gehört hatte, wofür er sein Geld ausgegeben, wer ihn angerufen hatte. Er notierte alle Geldbeträge, die ich ihm gab (was mich sehr beeindruckte), vermerkte die Lufttemperatur. Trockene, kühle Fakten. Wenig Bewertungen, ein Minimum an Gefühlen. Als wollte er etwas sagen und traute sich nicht.

Das Schreiben verrät uns, es personifiziert uns. Aber es entpersönlicht uns auch. Wenn wir keine Erfahrung haben und nicht richtig damit umgehen, uns das Schreiben nicht dienstbar machen können, verlieren wir einfach unsere Intonation, verlieren wir unsere Stimme, wir fabrizieren Buchstaben, fügen sie zu Wörtern, bilden daraus Sätze, balancieren die Zeit, die bis auf das Wetter keine Anhaltspunkte bietet. Und so tappte auch mein Vater, als er sich ans Schreiben machte, in diese Falle und wusste nicht, wie er sich befreien sollte – er versuchte, über Wichtiges zu sprechen, versuchte, das Wesentliche festzuhalten, schrieb über uns alle mit einer fremden Schrift, der Schrift eines uns unbekannten Menschen.

Es kommt recht häufig vor, dass Menschen, die sich im normalen Leben ihrer Alltagssprache bedienen, Menschen, die Sicherheit oder Zweifel, Freude oder Verzweiflung empfinden, Menschen ohne »flotte Schreibe« plötzlich in einen gestelzten Ton verfallen, wenn sie sich vornehmen, jemandem brieflich etwas mitzuteilen. Sie schreiben so, wie sie sich den Brief vorstellen – in einer farblosen toten Sprache unter Verwendung ungebräuchlicher Wörter und un-

nützer Wendungen. Schreiben ist wie ein Fluss – längst nicht jeder, der ins Wasser steigt, macht eine gute Figur.

In seinen Tagebüchern war mein Vater ungewohnt wehrlos. Der Versuch, über wichtige Dinge zu schreiben, gab sofort all seine wunden Punkte preis. Die wunden Punkte waren natürlich wir alle. Er hat uns geliebt, sich Sorgen um uns gemacht, uns gedankt. All das in einer trockenen, ungelenken, irgendwie buchhalterischen Sprache, die trotz allem seine Gefühle verriet – Gefühle von Zärtlichkeit und Sorge, die er im normalen Leben nie gezeigt hätte. Ich musste seine Einträge zum Wetter lesen, um zu verstehen, wie wichtig wir ihm waren. Die große Magie des Schreibens besteht darin, selbst mit Zahlen Freude und Trauer ausdrücken zu können.

Es war Weihnachten. Die Nacht war lang und feucht. Ich wollte mich einfach wieder hinlegen und weiterschlafen. Um wenigstens eine Weile nicht daran denken zu müssen. Das tat ich auch – ich schaltete das Telefon aus und versank im Dunkel. Irgendwann wachte ich auf, und sofort fiel mir ein, dass er gestorben war. Hätte ich lieber nicht geschlafen, dachte ich, dann wäre mir das Erinnern erspart geblieben.

2

Diese Angewohnheit schon als Kind: über alles zu schreiben, was ich sehe, über alles, woran mein Auge hängenbleibt. Das Auge ist nötig, um hängenzubleiben. Du beobachtest die menschliche Welt wie der Kinderarzt die Knirpse im Park – mit Liebe und mit der Bereitschaft, eine Diagnose zu stellen. Ist das schlimm? Ja, auf jeden Fall. Wieso eigentlich? Nein, natürlich nicht.

Das ist der Reiz des Schreibens: die Welt wie einen po-

tenziellen Text zu behandeln, sie als Material zu nutzen, sich abzugrenzen, herauszutreten. Du kannst über alles Mögliche schreiben, die Literatur lässt dich gewähren, ohne etwas von dir zu fordern. Die Poesie des Lebens ist identisch mit der Poesie des Todes. Die Stimmen der Menschen werden zu den Stimmen der Figuren. Es ist eine merkwürdige Beschäftigung, auf die Jagd nach Intonationen zu gehen, indem du aus der fremden Rede einzelne, besonders markante Wörter zu filtern versuchst, ihnen nachjagst wie ein Vogelfänger und in dieser ganzen dissonanten Vielstimmigkeit die Anfänge des großen Gesangs ortest, der die Fundamente der Weltordnung, die Laufbahn der Sonne und die Mechanik des Sterbens erklärt, ein Gesang, der den Tod vielleicht nicht rechtfertigt, aber immerhin lehrt, ihn anzunehmen.

Wir setzen ja im Grunde all unsere literarischen Mittel ein, um zu lernen, wie wir über das sprechen, was uns am meisten Angst macht. Die Literatur lässt uns Synonyme finden für die schlimmsten Dinge und macht sie dadurch ein wenig erträglicher, ein wenig verständlicher. Indem wir unsere Schmerzen und Ängste benennen, zähmen wir sie, domestizieren wir sie und wagen uns in ihre Nähe. Das Unvermeidliche bleibt unvermeidlich, aber dank der Versprachlichung, dank des Aussprechens können wir Bitterkeit und Trauer zulassen. Und Trauer, die kann ja auch hell sein, sie kann auf etwas verweisen, zum Beispiel darauf, dass gar nicht alles so schlecht ist und dass in allem, was passiert, ein verborgener Sinn liegt, dass es für alles eine Rechtfertigung oder doch zumindest eine Erklärung gibt.

Im Schreiben kannst du Dinge vermitteln, die sich mit gewöhnlichen Worten nicht fassen lassen, du kannst die

kleinsten Lichtblitze des kindlichen Gedächtnisses einfangen, kannst diese »normalen« Wörter fallenlassen, die nichts transportieren, die angesichts aller Rätsel und Geheimnisse des Lebens die Kraftlosigkeit deiner banalen Alltagssprache zeigen. Womit fängt das alles an? Mit dem intuitiven Erspüren, welchen Schwankungen die Sprache unterliegt, mit dem Empfinden, wie die Intensität des Redeflusses sich ändert, wie die Sprache zusammengepresst wird und zerfällt, wie sie schneller und langsamer, dicht oder durchlässig wird, je nachdem, wovon du sprichst. Die Erkenntnis, dass die Sprache, mit der du über einen Baum im Frühling sprichst, eine völlig andere ist als die, mit der du über einen Baum im Herbst sprichst. Die Erkenntnis, dass von diesem Unterschied alles abhängt – dein Zeitempfinden, deine Raumwahrnehmung, deine Satzmelodie.

Der ständige Wunsch, die eigene Begeisterung zu teilen, er ist es, der dich zwingt, nach Wörtern zu suchen, sie umzustellen, Wörter zu plündern wie Vogelnester, sie zu schütteln, sie auf den Kopf zu stellen. Alles beginnt mit Begeisterung, damit, dass du dich verschluckst, wenn du die Geschichten der Alten hörst, diese Geschichten später mit Gleichaltrigen teilst, mit den Geschichten lebst, aufwächst, von ihnen geformt wirst. Die Begeisterung für Farben und Düfte, für Gegenstände und Stimmen, für Wetter- und Stimmungsumschwünge. Die Begeisterung für die Ordnung dieser Welt, für ihre Unvollkommenheit, Offenheit und Tiefe. Die Begeisterung dafür, wie leicht vor deinen Augen Tag und Nacht, Sonne und Mond, Eifer und Ermüdung wechseln. Die Begeisterung dafür, dass du inmitten dieser Bäume, inmitten dieser Männer und Frauen, inmitten der Dämonen, inmitten der Beschützer lebst. Eine Begeisterung, die dir einfach die Lungen zerreißt – das Beste,

was uns widerfahren konnte, ist uns widerfahren, wir sind genau hier geboren, im Zentrum dieses wundersamen Universums, am Schnittpunkt aller schmerzhaften und süßen Linien, unter dem Himmel der Glücklichen und Wider-spenstigen. Ich liebe alles, was mir geschenkt ist, ich muss es einfach teilen. Ich muss einfach über die Freude und Bit-terkeit, über die Sorge und Melancholie reden. Dazu habe ich tausend Bücher, die ich lesen soll, dazu habe ich das Schreiben. Großzügig teilen möchte ich und dabei spüren, dass die Begeisterung nicht abnimmt, spüren, dass weder Traurigkeit noch Enttäuschung noch Misstrauen sie ersetzen können. Großzügigkeit, die nicht zerstört. Freude, die nicht leichtsinnig macht. Tod, der nicht schreckt. Der über-haupt nicht schreckt.

3

Der Friedhof war schneebedeckt, am Morgen musste die Straße geräumt werden. Seit meiner Kindheit kenne ich diese Schneemassen, die die Steppe erdrücken, sich bis zur Grenze ziehen, den Raum lähmen. Um ein Feld zu über-queren, musst du einen Pfad trampeln. Dir wieder und wieder den Weg bahnen, die richtige Route finden, im Raum versinken, in der Zeit steckenbleiben. Nichts hat sich geän-dert, gar nichts.

Ein wenig zu eifrig forderten uns die Totengräber auf, näherzutreten und von dem Verstorbenen Abschied zu nehmen. Zuvor, noch zu Hause, hatte der Priester um ein gemeinsames Foto gebeten. Seine Bitte klang so ehrlich, dass man sie nicht abschlagen konnte. Und auch seine Re-de war ehrlich. Wie Priester üblicherweise vor Atheisten sprechen. Von der Notwendigkeit, tapfer zu sein und sich zu erinnern. Was bleibt einem schon nach dem Tod des Va-

ters? Tapfer sein und sich erinnern. Wir haben das Foto gemacht. Daneben, im offenen Sarg, lag mein Vater. Die Hände bandagiert, das Gesicht papiergelb. Anzug. Er trug auch zu Lebzeiten gern Anzüge, im Unterschied zu mir. Dann machte sich der Priester auf den Heimweg, aber es wurde noch lange über ihn gesprochen. Gut gesprochen. Wie über einen soliden Handwerker, der seine Arbeit gut gemacht hat. Nicht allen war sie nötig erschienen, aber der Mann hatte sich Mühe gegeben, warum ihm den Dank verweigern.

Da stand ich nun auf dem Friedhof, der unterm Januar-schnee begraben lag, sah auf die gefrorene Erde, die sie über meinen Alten gehäuft hatten, sah auf die Grabsteine, mit denen sich der Friedhof gefüllt hatte wie ein Notiz-blatt mit kindlichen Lettern, und dachte Folgendes: In die-sem kleinen Fleckchen lehmiger gefrorener Erde liegen jene, die ich als jung, kräftig und selbstbewusst in Erin-nerung habe. Jene, die vor vierzig Jahren um mich waren. Jene, die ich in Kindertagen als Erwachsene bezeichnete. In der Zwischenzeit sind fast alle gestorben. Als wären sie zur Seite getreten, liegen sie jetzt nebeneinander, um über den Tod hinaus zusammenzubleiben, wie sie es im Leben gewohnt waren. Sie haben zusammen gelebt, zu-sammen gearbeitet, sich geliebt, sich gehasst. Jetzt finden sie sich nach und nach hier ein, auf dem Friedhof, in Ruf-weite, ja sogar nur ein Flüstern voneinander entfernt. Kei-ner hat sie mehr als jung in Erinnerung, die Fotos auf den Grabsteinen sind zufällig und oft misslungen. Die Zeit ist vergangen, die Welt hat sich verändert, sie haben ihr Le-ben gelebt. Alles in ein paar wenigen Jahrzehnten. Als wä-re nichts geschehen. Als wäre es nicht mit uns geschehen.

Was ist denn eigentlich mit uns geschehen? Was ist ge-

blieben, worüber man sprechen könnte? Tagebuchaufzeichnungen? Misslungene Fotos? Ein großes sonniges Stück Zeit liegt hier, unter meinen Füßen, liegt unter dem Schnee, so dass selbst über ihren toten Herzen und festtäglichen Anzügen ein Pfad getrampelt werden muss.

Wer außer mir braucht denn sein Tagebuch? Wer würde es lesen? Ich kann es nicht einmal richtig nacherzählen. Die meisten Einträge eignen sich dafür einfach nicht. Das eine oder andere allerdings könnte man schon nacherzählen, erklären, in Sprache kleiden, aus den Grabsteinen Literatur und aus der Erinnerung an die Verstorbenen Gedichte machen. Die verstorbenen Väter meiner Altersgenossen, die verstorbenen Lehrer. Männer, die zusammen mit den Frauen gestorben sind, die sie geliebt haben. Frauen, die die Liebe zu ihren Männern mit ins Grab genommen haben. Ich wollte immer über sie schreiben. Und ich schreibe die ganze Zeit nur über sie. Ich bin ihnen zu Dank verpflichtet. Ich habe etwas über sie zu sagen. Es kann ruhig die Dichtung einer Zeit sein, in der alle sich am richtigen Platz wöhnten, in der es für alle genügend Platz gab, in der alle gleich waren vor der Erinnerung und dem Vergessen. Es kann ruhig ein Buch über das Grenzland werden, hinter dem jeden Morgen die Sonne aufsteigt und westwärts wandert. Ein Buch der Bäume, die jene überlebt haben, die sie einst pflanzten. Ein Buch der Steine, die in die Schwarzerde einwachsen wie das Herz in den Leib. Ein Buch der zertrampelten Fußballfelder. Ein Buch der traurigen Hochzeitslieder. Eine Erinnerung an die alten Telefonbücher, in denen niemand mehr steht, den man noch anrufen könnte. Ein Namensverzeichnis wie das Verzeichnis der gesunkenen Schiffe.

Zu Hause saßen dann alle um den Tisch, versuchten

warm zu werden nach dem Friedhof, schwiegen betreten, wussten nicht, wie sie zu einem Gespräch ansetzen sollten.

Wir müssen ein Gebet sprechen, sagte eine Frau. Ehe wir Leichenschmaus halten, müssen wir ein Gebet sprechen.

Alle waren einverstanden und versuchten, sich an ein Gebet zu erinnern. Vielleicht war es das Berührendste, was ich je gesehen habe – Atheisten, die sich aufwärmen, nebeneinandersitzen und ein Gebet suchen, um eines anderen Atheisten zu gedenken, der von ihnen gegangen ist. Sie überlegen, aber es fällt ihnen nichts ein. Denn sie kennen keine Gebete. Und haben auch nie welche gekannt. Sie wissen lediglich, dass es gesprochen werden muss, das Gebet, es muss erklingen, so gehört es sich. Aber keiner kann sich mehr an die Worte erinnern. Sie wissen nicht, was sie jetzt machen sollen, wie es weitergeht, was sie sagen sollen. Bis eine andere Frau aufsteht, innehält und das Vaterunser spricht – wie sie es eben noch in Erinnerung, wie sie es im Herzen bewahrt hat. Sie spricht es, sorgsam und feierlich, bis zu Ende, und dann hauchen all die anderen Atheisten, die sich in der Zwischenzeit aufgewärmt haben, ein laues »Amen«. Danach sprechen alle über die normalen Dinge, über das, woran sie glauben, woran sie nie gezwiefelt haben – über die Kinder, über den Schnee, über die Verstorbenen. In ihren Gesprächen lächeln die Verstorbenen der Sonne zu und scheuen keinen Regen.

»Nimm ihn auf in dein himmlisches Reich«, sagt eine Frau leise.

»Nimm ihn auf in dein himmlisches Reich«, antworten alle im Chor.

Himmlisches Reich, denke ich, ist ein guter Anfang für ein Gedicht.

**Erster Teil
Schiffsverzeichnis**

